

Regina Harzer

Annemarie Bauer, Katharina Gröning (Hrsg.): **Gerechtigkeit, Geschlecht und demografischer Wandel**, Frankfurt am Main: Mabuse Verlag 2008.



Der Sammelband fasst vor allem Beiträge zusammen, die als Vorträge im Rahmen der von Katharina Gröning veranstalteten Ringvorlesung „Geschlecht und demographischer Wandel“ an der Universität Bielefeld im WS 2006/07 gehalten wurden; die Beiträge von Gerhard Rudnitzki (S. 135 ff.) und Annemarie Bauer (S. 175 ff.) wurden wegen ihrer thematischen Passgenauigkeit hinzugefügt. Das Buch ist übersichtlich strukturiert: Nach einer ins Thema einführenden Einleitung (S. 7-13) geht es im ersten Abschnitt (S. 15-86) um das „Verhältnis von Fürsorge und Gerechtigkeit in verschiedenen empirischen Aspekten“. Der zweite Teil (S. 87-203) beschäftigt sich mit der bindungstheoretischen Problematik der „späten Familie“ und das Problem des „Verhältnisses von Fürsorge und geschlechterspezifischer Arbeitsteilung“ (jeweils S. 10) ist Gegenstand des dritten Abschnitts (S. 205-273). Hinweise über die Autorinnen und den Autor findet man am Ende des Bandes (S. 275 ff.).

In der Einleitung der Herausgeberinnen werden unterschiedliche Annäherungen an das Thema Generativität vorgestellt: Verantwortungstheorie, Modernisierungstheorie, Anerkennungstheorie, Doppelbelastungskonstruktion, Generationenvertragslehre, Repolitisierungsansatz. „Dass es jenseits von Mütterlichkeit jedoch eine Kultur der Generativität geben könnte, die von Anerkennung, affektiver Bindung und Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern geprägt ist, ist erst eine junge Forschungsrichtung, ein beginnender Diskurs, welcher derzeit vor allem in der Philosophie geführt wird.“ (S. 10). Relativ neu sei der Forschungsansatz der Fürsorge, die Axel Honneth in der moralphilosophischen Debatte als „benachbartes Prinzip der Gerechtigkeit“ gekennzeichnet und die personale Hilfebedürftigkeit in den Mittelpunkt seiner Überlegungen gerückt hatte (S. 10). Für die Frauen- und Geschlechterforschung sei dieser Ansatz – so die Herausgeberinnen – mit Blick auf die „Zukunft des Geschlechtervertrages“ (S. 10) bedeutsam.

Der erste Abschnitt beginnt mit dem Beitrag „Generationenbeziehungen und Generationsfürsorge in modernen Zeiten“ von *Katharina Gröning* und *Anne Christin Kunstmann* (S. 17 ff.). Die Autorinnen sammeln unterschiedliche sozialwissenschaftliche Stellungnahmen und Argumentationslinien der Generationsforschung. So wird etwa der modernitätskritischen These von Ulrich Beck, die Moderne habe mit ihrer Individualisierungsphilosophie die Fragilität des Generationenvertrages, der auf dem Geschlechtervertrag beruhe, hervorgebracht, entgegengehalten, in der Bundesrepublik begegne man den strukturellen demographischen Veränderungen mit Forderungen nach mehr privater Fürsorge. „Mehr gesetzlicher Schutz für die pflegende Familie, mehr sozialrechtlicher Schutz für generative Lebensformen, die Entwicklung von Kombinationsmodellen, bestehend aus Dienstleitung, bezahlter Betreuung und privaten Netzwerken – all dies wird eher tabuisiert als gefördert und über allem schweben große ideologische Diskussionen zum Verhältnis von Familie und Staat, Person und Gesellschaft.“ (S. 18). Kritisch setzen sich die Verfasserinnen weiterhin mit Überlegungen von Peter Koslowski und Franz Schultheis auseinander und konstatieren völlig zutreffend, Schlussfolgerungen zur Verabschiedung des gesellschaftlichen Generationenvertrages seien nicht Ergebnisse einer spätmodernen Argumentation, sie lieferten vielmehr „vormoderne Kategorien“ (S. 21) und fielen somit in finale staatliche Zustände zurück. Ferner erörtern die Verfasserinnen utilitaristische Konstruktionen, die Pflegebedürftigkeit der Alten durch ökonomische Überlegungen relativiert sehen (Gertrud Backes, Hartmut Diessenbacher und Peter Singer). Stress- und Belastungsforschung bilden einen weiteren Ansatz zum Verständnis konkreter alltäglicher

Pflegeproblematik. Vor- und Nachteile dieses Ansatzes werden erwogen: Während er einerseits faktische Hilfestellungen für pflegende Angehörige (etwa teilstationäre Angebote oder Tagespflegeeinrichtungen) hervorgebracht habe, liefere die Stress- und Belastungsforschung andererseits aber auch arrogante Einschätzungen gegenüber familialen Pflegepersonen, denen de facto Inkompetenz, Mangel an Kooperationsbereitschaft bis hin zur Gewalttätigkeit attestiert wird. Dargestellt werden Überlegungen zur Therapeutisierung der familialen Altenfürsorge, die insbesondere das konflikthafte und auf infantiler Abhängigkeit beruhende Verhältnis der Generationen in Form der Eltern-Kind-Beziehung (= Dual zwischen dem pflegebedürftigen alten Menschen und der Pflegeperson) in den Blick nehmen. Dem Gedanken, dass in diesem Verhältnis insbesondere Frauen in innerfamiliäre Isolation getrieben würden, entziehe sich dieser Ansatz vollständig. Demgegenüber verweist *Katharina Gröning* auf ihre Forschungsarbeiten zur häuslichen Pflege und stellt kritisch fest: „Die empirischen Fakten deuten auf zu wenig innerfamiliäre Gerechtigkeit, auf die Definition der Pflege als Frauensache und auf eine patriarchalische Politik der Familie hin, weniger auf eine klinische Verzerrung im Sinne einer infantilen Abhängigkeit, wie dies der Rückgriff auf die systematische Familienforschung für die familiäre Altenfürsorge nahe legt.“ (S. 31). Es fehlten – so die Autorinnen – dem therapeutischen Ansatz naheliegende eigenständige Forschungen zur Beratung und Unterstützung häuslicher Pflegeverhältnisse. Diese Kritik führt im Beitrag schließlich zu einer perspektivischen Betrachtung der Gesamtproblematik und zum befürworteten Entwurf zur Zukunft der Generationsbeziehung: Bindungs- und Anerkennungstheoretische Lösungen stellten hinreichende Alternativen dar, etwa in der Konzeption von Ivan Boszormenyi-Nagys und Geraldine Sparks, die Familien als beziehungsethische Kulturen mit eigenständigem Verständnis für gerechte Verteilungsstrukturen ansehen (vgl. S. 38 f.) oder in der bedeutsamen Arbeit von Christiane Schmerl und Frank Nestmann „Frauen – das hilfreiche Geschlecht“. Alternative Sichtweisen ergeben sich ebenso mit dem Rückgriff auf die Zivilisationstheorie von Norbert Elias (S. 31 f.), der bekanntlich das gegenseitige und wechselseitige Verhältnis erkenntnisfähiger Menschen und deren Bewusstsein auf das soziale Aufeinanderangewiesensein ins Zentrum seiner Lehre gestellt hatte. Für die Aufrechterhaltung des Generationenvertrags könnten diese Ansätze deshalb so fruchtbar gemacht werden, weil sie sich gegenüber „Schreckensvisionen wie dem Krieg der Generationen“ (S. 35) deutlich abgrenzten.

Margit Brückner fragt „Wer sorgt für wen?“ und untersucht die „Auswirkungen sich wandelnder Geschlechter- und Generationsverhältnisse auf die gesellschaftliche Organisation des Sorgens (Care)“ (S. 45 ff.). In diesem Beitrag werden historische Entwicklungslinien der Sorge nachgezeichnet, beginnend mit alten christlichen Vorstellungen, etwa über Caritas und zur fürsorglichen Mutter Maria, ein bis in die Neuzeit hinein prägendes und stereotypes Bild weiblicher Sorge. Wie beharrlich sich dieses Bild zu halten vermag, verdeutlicht die Autorin mit dem mehrfach betonten Hinweis, dass im Bereich familialer und professioneller Pflege auch heute vor allem Frauen weiterhin tätig seien (vgl. S. 47, 52, 55, 57 und 58). Die Autorin plädiert insofern für die Entwicklung einer geschlechtergerechten Kultur des Care, für soziale Gerechtigkeit und gesellschaftliche Teilhabe. Sie entwickelt insoweit „Kerngedanken einer Kultur des Sorgens“ (S. 54 ff.). Zunächst müsse diese Kultur zwischen den Geschlechtern und Generationen verhandelt werden, um Care als Recht und als Verantwortung verstetigen zu können. Für diese Überlegungen rekurriert die Verfasserin insbesondere auf die Arbeiten von Arlie Hochschild. Care bedürfe eines „sozialstaatlich gesicherten, institutionalisierten Überbaus“ (S.

55/56). Betrachtet man diesen Gesamtzusammenhang mit globalisiertem Blick, wird die Problematik, Migrantinnen für praktische Lösungen hinzuzuziehen, besonders deutlich (das genannte Beispiel der Frankfurter RichterIn zum Fall illegal beschäftigter Pflegekräfte markiert die Brisanz dieser Problematik, vgl. S. 51).

In dem Beitrag von *Marianne Dierks* geht es um „Karriere! - Kinder? Küche?“ (S. 63 ff.). Mit einem langen Untertitel kennzeichnet die Autorin ihre explorative Studie über die sog. Reproduktionsarbeit. Die Autorin geht davon aus, Marginalisierung und Entwertung der Hausarbeit seien gleichsam unhinterfragt ins strukturelle Muster der modernen Gesellschaft übernommen worden. Die Studie nimmt demgegenüber die Sicht der Frauen (den „mütterlichen Blick“. S. 65) auf, die von der „strukturellen Rücksichtslosigkeit“ der Gesellschaft (S. 64) und der Nichtbezahlung ihrer Hausarbeit betroffen sind. Ziel ihrer Studie war es, „gegenstandsbezogene Erkenntnisse bezüglich der Bedingungen familiärer Sozialisation bei mütterlicher qualifizierter Erwerbstätigkeit zu gewinnen, und dies für alle wesentlichen Phasen der Elternschaft, d.h. von der Familienplanung bis zum Auszug der erwachsenen Kinder aus dem Elternhaus“ (S. 65). Die Ergebnisse der Studie sind ernüchternd; die Verfasserin spricht in diesem Zusammenhang davon, die Ergebnisse ihrer Studie ließen „einen paradoxen Trend“ (S. 69) erkennen. Trotz Bewusstseins gesteigerter Anforderungen an Erziehungsarbeit werde die alltägliche pädagogische Tätigkeit und Leistung zu Hause trivialisiert, entwertet und banalisiert. Der Stellenwert der häuslichen Arbeit sei nach Auffassung der erwerbstätigen Akteurinnen gering, der Versorgung hilfebedürftiger Personen würde die entsprechende Bedeutsamkeit und Anerkennung entzogen. Folge sei, dass sich diese Frauen aktiv an der Marginalisierung und Tabuisierung der reproduktiven Alltagsarbeit beteiligten. Reproduktionsarbeit mutiere zu einer „Restgröße“ (S. 70), die gegenüber der eigenen Erwerbstätigkeit nachrangig behandelt werde. Für erwerbstätige Frauen in Führungspositionen sei die „parallele Realisierung der beiden Lebensorientierungen Beruf und Familie“ (S. 71) nicht möglich; regelmäßige Erziehungsarbeit sowie eine kontinuierliche Begleitung der Kindesentwicklung könne nicht geleistet werden. Es fehle für Frauen bzgl. Vereinbarkeit von Beruf und Familie an geschlechtergerechten Elternbildern. „Es scheint, als ob sie sich bemühen, den (unausgesprochenen) Vorwurf der ‚Rabenmütter‘ kontinuierlich prophylaktisch abzuwehren.“ (S. 72). Um den familiären Alltag zu meistern, bedürfe es zahlreicher Individualstrategien. Männer in die häusliche Arbeit zu integrieren, hänge wesentlich von der Nichtbedrohung ihrer männlichen Geschlechtsidentität ab. Gelingt eine mitwirkende Tätigkeit nicht, so verlagere sich die familiäre Arbeit notwendig nach außen und würde durch öffentliche Betreuungseinrichtungen oder über private Hausangestellte aufgefangen.

Der zweite Abschnitt des Sammelbandes ist der „Familiendynamik und den familialen Konflikten in der späten Familie“ gewidmet. In ihrem Beitrag „Sorge für die alten Eltern und familiäre Entwicklung: Eine kritische Betrachtung der sozialrechtlichen und wissenschaftlichen Diskurse zur Situation der pflegenden Familie“ (S. 89 ff.) wählen *Katharina Gröning* und *Anne Christin Kaufmann* für ihre Überlegungen zwei entgegengesetzte Perspektiven: Zum einen die gesetzlichen Grundlagen der Pflegeversicherung und deren Auswirkungen auf die Beziehung zwischen professionellen Pflegediensten und pflegenden Angehörigen sowie auf das Verhältnis von Familienmitgliedern untereinander; zum anderen geht es um das familiendynamische Modell von Michael B. Buchholz, der Familie nicht mehr normativ verstanden wissen will, sondern als offenes „leeres Konzept“ (S. 101), und um empirische Untersuchungen der Autorinnen zur „Binnensituation von pflegenden Familien“ (S. 89). Die Autorinnen setzen sich mit sozialrechtlichen Wider-

sprüchen, den damit einhergehenden Schwächen des gesellschaftlichen Schutzes und mit Anforderungen und Qualitätsprofil häuslicher Pflege auseinander. Mit der Einführung des Pflegeversicherungsgesetzes im Jahre 1995 hätten sich - so die Autorinnen - zahlreiche Probleme entwickelt, die alle Beteiligten des Pflegeprozesses betreffen: Professionelle Pflegedienste, Pflegepersonen und die Pflegebedürftigen wurden unstrukturiert in ein komplexes Beziehungssystem integriert, in dem einerseits dem Vorrang der familialen Altenfürsorge und der Würde des Menschen prinzipielle Geltung zukomme, andererseits werde diese Geltung wegen ökonomischer Verhältnisse jedoch auch relativiert. Dieser Prozess habe weitreichende Folgen, unter denen letztlich pflegebedürftige Person sowie die pflegende Person litten, Folgen, die sich eigentlich auf die gesamte Familie auswirkten. Durch das Pflegeversicherungsgesetz entstehe eine „schwierige familiendynamische Konstellation“ (S. 91). Es schaffe Situationen gegenseitiger Kontrolle und die „Quasi-Lohnersatzfunktion“ des Pflegegeldes münde in das „Dilemma der Pflege als bescheidene Tätigkeit“ (S. 94). Die Autorinnen erheben gegenüber der Frauenbewegung und der Frauenforschung den Vorwurf, bislang keine hinreichenden Konzepte zum sozialrechtlichen Schutz der familialen Altenfürsorge entworfen zu haben. Verkannt werde, dass es sich bei den Pflegepersonen zum ganz überwiegenden Teil um Frauen (Töchter, Schwiegertöchter, Ehefrauen) handle, deren Position zu stärken sei und der Vorschlag eines bloßen „Pflegestreiks“ (S. 95) sei eine wenig hilfreiche Empfehlung. „Das Bild, das von den pflegenden Frauen auch hier (in der Frauenbewegung) gezeichnet wurde, sofern die Gruppe überhaupt Thema war, war eher das der rückständigen, in einer tradierten Rolle verhafteten Frau, deren Emanzipation und Lebensentwurf nicht richtig geglückt schienen.“ (S. 95). Demgegenüber entwickeln die Autorinnen ein Konzept der familialen Altenfürsorge, das auf innerfamiliärer Gerechtigkeit beruht und Hilfestellung in der „Alltagskunst“ (S. 127 f.) bietet, um Problemanalyse und Problembewältigung durch „beraterische Interventionen“ (S. 128) betreiben zu können.

In seinem Beitrag „Abschied oder Abschiebung? – Altenhilfeeinrichtungen als Bühnen für die Inszenierung von Familiendramen oder als Leistungsstruktur im Dienste alter Menschen?“ (S. 135 ff.) plädiert der Neurologe und Psychoanalytiker *Gerhard Rudnitzki* für die Entwicklung von Abschiedskulturen in der späten Familie, die einer Abschiebungsrealität entgegen gesetzt werden müssten. „Wenn ... Säuglingspflege bereits den glänzenden Blick der Mutter (sic!) mit beinhaltet, dann kann Altenpflege nicht blicklos erfolgen. Der Blick der Mutter (sic!) belebt und bestätigt den Säugling, der Blick des Altenpflegepersonals soll den Alten nicht töten. ... Die Altenhilfe-Einrichtungen sollten die Chance wahrnehmen, wo Abschiebung stattfindet, diese in Abschied zu übersetzen, unter Einbezug der Familie und mit dem kulturellen Hintergrund der Angehörigen.“ (S. 142). Die Zeichnung einer „nicht blicklosen Altenpflege“ ist ein überzeugendes und beeindruckendes Bild. Auch der Vergleich mit der Säuglingspflege liegt nahe. Blicke nur noch zu fragen, ob der Autor auch den ‚väterlichen Blick‘ in seine Konzeption einbezieht und nur vergessen hat, ihn zu erwähnen.

„Demenz in der Ehe – Über die verwirrende Gleichzeitigkeit von Ehe- und Pflegebeziehung“ (S. 145 ff.), so lautet der Titel des Beitrags von *Luitgard Franke*. Sie beschreibt die problematische und hochkomplexe Situation im Zusammenleben mit einem demenzkranken Ehepartner oder einer Ehepartnerin und analysiert die Unterschiede gegenüber der Pflege durch Kinder. Die Autorin konstatiert Forschungslücken mit Blick auf das Verhältnis von Ehe und Pflege sowie auf Lebenslauf- und Mehrgenerationenperspektiven. Die Autorin bezieht sich – mangels hinreichender Fallstudien in Deutschland – vor

allem auf amerikanische Untersuchungen und Studien. Wie dramatisch sich die Situation für einen Ehepartner/eine Ehepartnerin darstellt und entwickelt, wenn er/sie von der Diagnose – etwa Alzheimer – erfährt und sich Lebensperspektiven vollständig wandeln, vermag man sich kaum vorzustellen, die Problemstellungen aber durchaus errahnen. „Es ist empirisch nichts belegt über die Art und Weise, wie ein Paar als Einheit diese erste Zeit erlebt.“ (S. 147). Die Erkenntnis der eigenen Endlichkeit wird für den gesunden Ehepartner/die gesunde Ehepartnerin zur zentralen Alltagserfahrung mit der Folge, mit „Ängstlichkeit, Trauer, Wut oder Schuldgefühlen“ (S. 148) zu reagieren. Die Autorin berichtet über Untersuchungen, die alltägliche Pflegentscheidungen in fünf Kategorien ordnen: antizipierende Pflege (Bedürfnisse des Kranken werden errahnt und Entscheidungen orientieren sich an dieser Antizipation); präventive Pflege (Vorbeugung gegenüber potentiellen Verletzungsmöglichkeiten und gegenüber Verschlechterungen des Krankheitsbildes); supervisorische Pflege (Beobachtung und ggf. erforderliches Eingreifen); instrumentelle Pflege (sog. ‚hand-on-care‘, Hilfestellungen zur alltäglichen Bewältigung); protektive Pflege (Selbstbewusstsein und Persönlichkeit des demenziell Erkrankten werden geschützt).

Annemarie Bauer erörtert „Bindungen zwischen den Generationen der späten Familie“ und stellt bindungstheoretische Überlegungen vor (S. 175 ff.). Gegenüber erbdynamischen, therapeutischen und am Abstammungsdiskurs beteiligten Annäherungen an die späte Familie reflektiert die Autorin die Bedeutung der Bindungstheorie und eröffnet insofern neue Perspektiven auf das Thema der Generationen. In der Bindungsforschung werden Aufbau und Veränderungen enger Beziehungen untersucht. John Bowlby gelte – so die Autorin – als „Pionier der Bindungstheorie“ (S. 183) und er verstehe unter Bindung (= attachment) ein „affektives, gefühlstragendes Band in den Beziehungen zu nahe stehenden Menschen“ (S. 183). Zeitlich betrachtet interessiert sich die Forschung vor allem für die Kleinkindphase als das prototypische Beziehungsmuster. Mit Hilfe einer Übertragung dieser Beziehungsmuster könnten auch Beziehungen zwischen älteren und alten Menschen betrachtet werden. Dazu würden verschiedene Annahmen angestellt: etwa Bindung und Hochaltrigkeit, Objektsuche im Alter, lautlose Kommunikation, frühe Symbolkraft der Sprache in Form von „globalen Wörtern“, neue Bindungsangebote im Alter. Im letzten Abschnitt des Beitrags geht es um Sterben, Tod und Souveränität. Sterben bedeute, von sich selbst Abschied zu nehmen und in der Sterbebegleitung gehe es darum, sich von einem wichtigen Menschen zu verabschieden. Die Autorin erwägt, die allerletzte Phase des Menschen (das Sterben) mit der allerersten Phase (die fehlende Außenwahrnehmung = autistische Phase des Säuglings) zu vergleichen. „Wenn man das parallel setzen kann, dann würde sich in der Tat der Kreis schließen und wir würden so sterben wie wir das Leben begonnen haben.“ (S. 198). Und weiter: „Vielleicht ist die Berührung deshalb so wichtig, weil sie durch die Abkapselung hindurch geht – sie ist offenbar die letzte Kontaktaufnahme, die letzte Form der postverbalen Kommunikation.“ (S. 199). Die hilflose Situation alter Menschen verführe dazu, sie wie kleine Kinder zu behandeln, und tatsächlich benötigten sie durchaus vergleichbare Pflegeleistungen. Alte Menschen entwickelten sich aber nicht mit einem vorwärts gerichteten Blick, sondern umgekehrt, die Entwicklung entspreche einem Rückzug. Im Umgang mit ihnen und unter Zugrundelegen dieser bindungstheoretischen Erkenntnisse benötige man zur Bewältigung alltäglicher Aufgaben eine „erwachsene Souveränität und ‚filiale Reife‘“ (S. 201). Eine so verstandene Souveränität bestehe darin anzuerkennen, dass jeder Mensch in den Generationen nachfolgend sei und etwaige Rebellionen gegen vorangegangene Generationen aufzugeben. Dies schaffe eigene neue Identifikation und diene einer guten

Vorbereitung auf das eigene Alter.

Der dritte Teil des Bandes ist dem Thema „Geschlecht und demographischer Wandel“ gewidmet. Er vermittelt politische Ansätze zur Problematik der Altersfürsorge und geschlechterspezifischen Arbeitsteilung.

Die Vorsitzende des Bundestagsausschusses für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, *Kerstin Griese*, sammelt empirisches Material zur aktuellen Gleichstellungspolitik und zum demographischen Wandel (S. 207 ff.). Zentrales Thema ihres Beitrags ist die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, ein Thema, das die Familie insgesamt betreffe, vor allem Frauen mit Kindern und das Thema erstreckte sich weiterhin auf die Perspektiven der Versorgung pflegebedürftiger alter Menschen. Eines der wichtigsten Anliegen der deutschen Gleichstellungspolitik sei die Verwirklichung gleicher Chancen für Frauen und Männer bei der Familien- und Erwerbsarbeit. Die Autorin stellt Gleichstellungspolitik als „Erfolgsstrategie“ (S. 208) vor, erörtert die europäischen und internationalen Bemühungen zur Chancengleichheit am Arbeitsmarkt und weist familienfreundliche Personalpolitik als Managementinstrument aus. Weiterhin geht die Verfasserin auf Konzepte zur Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen ein. Empirische Erhebungen zur demographischen Entwicklung beschließen den Beitrag.

Der Beitrag von *Regina-Maria Dackweiler* „'Demographischer Wandel' als soziales Problem?“ trägt den bedeutsamen Untertitel: „Feministische Perspektiven auf eine gesellschaftspolitische Debatte“. Der Autorin geht es vor allem um die Bewertung eines scheinbar objektiv geführten Diskurses zur Konstruktion von demographischem Wandel. Es werde ein „gesellschaftliches Krisenphänomen diagnostiziert und verhandelt“ (S. 219): Bevölkerungsrückgang, niedrige Geburtenraten, Überalterung der Gesellschaft, Zunahme an Lebenserwartung – alles Stichworte, die auf ein soziales Problem hindeuten. Was unter einem „sozialen Problem“ zu verstehen sei, wann es auftrete und welche Problemlösungen erwogen werden könnten, werde in den Sozialwissenschaften unterschiedlich beantwortet. Eine struktur-funktionalistische Annäherung fasse soziale Probleme als „Störungen oder Sozialpathologien“ (S. 219) zusammen, die ursächlich auf kranke, abweichende oder schlecht sozialisierte Individuen zurückgeführt werden müssten. Eine andere Richtung verweise darauf, bei sozialen Problemen handle es sich um „soziale Konstruktionen“ (S. 220), die „gemacht“ würden. Beide Ansätze seien sich jedoch darin einig, dass konkrete soziale Probleme nicht sein müssten. „Gesellschaften können Ereignisse, Zustände oder soziale Bedingungen verändern, die als unerwünscht verstanden werden, weil sie Leiden verursachen und Ungerechtigkeit und Unfreiheit für eine Gruppe von Menschen bedeuten.“ (S. 220). Die Autorin bezieht sich in ihren weiteren Ausführungen auf die Konstruktionsthese sozialer Probleme bei gleichzeitigem Anknüpfen an die politische Dimension der Rede von sozialen Problemen, wobei sie unter Politik einen für Alternativen offenen Prozess versteht. Möglichkeiten politischer Problemlösungen setzten einerseits an weltanschaulichen, ethischen und normativen Rahmenbedingungen an und andererseits seien diese Möglichkeiten von ökonomischen, politischen und sozialen Interessen determiniert. Insofern hat der Beitrag zunächst einen ideologiekritischen Ansatz und da die woman question zum zentralen Mittelpunkt des konstruierten konkreten sozialen Problems des demographischen Wandels avanciert, kann ebenso ein feministischer Ansatz festgestellt werden. „Der geschlechterpolitische Diskurs zur ‚Steuerbarkeit‘ der Geburtenzahlen soll im Kontext der Konstruktion des demographischen Wandels als eines sozialen Problems feministisch informiert in den Blick gerückt werden.“ (S. 222). Das „Drama der kinderlosen weiblichen Elite“ (S. 223) wird ebenso als konstruktivistische

Inszenierung entlarvt wie Annahmen zum „Gebär- und Zeugungsstreik“ (S. 226). Mit den konstruierten Auswirkungen des demographischen Wandels gehe aus feministischer Sicht gleichzeitig eine veränderte Wahrnehmung von Gerechtigkeitsverhältnissen einher; die Autorin spricht in diesem Zusammenhang sogar von einem „Paradigmenwechsel“ (S. 236). Die von den Frauenbewegungen eingeforderte Geschlechtergerechtigkeit sei von der politischen Agenda verschwunden. Demgegenüber stünden Vollbeschäftigung und Wirtschaftswachstum, Verteilungsgerechtigkeit zwischen den Generationen und Umverteilungsstrukturen zwischen Eltern und Kinderlosen im Vordergrund eines neoliberalen Denkens. Ideen zur Pluralität und Vielfalt von Lebensformen blieben weiterhin nahezu ausgeblendet: etwa Alleinerziehende und homosexuelle LebenspartnerInnenschaften. Debatten, die diese Lebensformen ausblenden, tragen nach Ansicht der Autorin zu einer weiteren Form von Ungerechtigkeit bei: „derjenigen verweigerter Anerkennung“ (S. 236).

Der Beitrag von *Bianca Radtke-Röwekamp* beschäftigt sich mit „Frauen als pflegende Angehörige. Geschlechtsspezifische Dimensionen familialer Pflege“ (S. 241 ff.). Er eröffnet einen kritischen Geschlechterdiskurs unter familiendynamischen und bindungstheoretischen Perspektiven, der „Pflege“ an sich feministisch reflektiert. Ausgehend von festen empirischen Zahlen, wonach Pflegepersonen über 80 % weiblich sind (Ehefrauen, Töchter und Schwiegertöchter) und bei den wenigen männlichen Pflegepersonen zwar Ehemänner und Söhne, aber keine Schwiegersöhne registriert werden, rückt die Frage der Geschlechtszugehörigkeit nach Auffassung der Autorin in den Fokus einer Gesamtbetrachtung zur häuslichen Pflege. Gleichzeitig werde diese Frage in der gegenwärtigen Forschung zur familialen Altenfürsorge nahezu ausgelassen und so getan, als handele es sich um eine „längst vergangene Forschungsphase“ (S. 241). Pflege als Teil reproduktiver Arbeit spiele „in der Disziplin, die explizit Lebenslagen, Lebensformen und Lebensbedingungen von Frauen untersucht, in der Frauen- und Geschlechterforschung, kaum eine Rolle“ (S. 243). Die Autorin geht mit ihrem Vorwurf gegenüber der Frauen- und Geschlechterforschung sogar noch einen Schritt weiter: „Die Frage muss gestellt werden, ob Frauen- und Geschlechterforschung mit dieser Auslassung nicht wesentliche lebensweltliche Aspekte von Frauen in dieser Gesellschaft schlichtweg vergisst.“ (S. 243/244). Altenfürsorge als besonderes Zukunftsthema betreffe die Förderung von Generations- und Geschlechtergerechtigkeit und müsse von daher für die Frauen- und Geschlechterforschung von Interesse sein; dort aber finde das Thema „kaum Beachtung“ (S. 244). Folgenden drei strukturellen Rahmenbedingungen familialer Altenfürsorge geht die Verfasserin nach, und zwar aus geschlechtsspezifischer Perspektive: Das Modell der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung; das Modell der Tabuisierung und Marginalisierung der familialen Pflegearbeit; das Modell der Vereinbarkeit von Pflege und Beruf. Im ersten Modell zitiert die Autorin das berühmte Stichwort „rhetorische Modernisierung“ von Angelika Wetterer und bezieht sich darauf, dass gedachte, eingeleitete und ausgeführte Modernisierungen familiäre Strukturen nicht wirklich nachhaltig verändert hätten. Im Rahmen des zweiten Modells spricht die Autorin von einer verdoppelten Entwertung und möchte insofern vermitteln, dass neben der ohnehin entwerteten Reproduktionsarbeit von Frauen durch die Übernahme von Pflegetätigkeiten eine weitere Entwertung hinzutrete. Und im dritten Modell wird festgestellt, dass die Strukturen des Arbeitsmarktes gleichzeitig Erwerbs- und Pflegearbeit erschweren, so dass der Arbeitsmarkt selbst als „Symbol ungleicher Geschlechterverhältnisse“ gewertet werden müsse.

Im letzten Beitrag des Sammelbandes geht es um den Alltag von Töchtern und Schwiegertöchtern als Pflegepersonen; der Titel, den *Margret Flieder* gewählt hat, lautet:

„Sei doch nicht gleich so ungehalten“ (S. 259 ff.). Die Autorin arbeitet drei typische Situationen heraus, die die Komplexität der Pflege und Anforderungsprofile vermitteln, wobei eine unmittelbare Grenzziehung der Situationen nicht möglich sei. In der ersten Situation häuslicher Pflegetätigkeit werden Erwartungshaltungen geschildert: Rollenerwartungen und Rollenzuweisungen werden mit Schuld- und Pflichtgefühl verknüpft. Die zweite Situation markiert das Zeitproblem, dem Frauen als Pflegepersonen ausgesetzt sind. Mit der Beschreibung der dritten Situation zieht die Autorin die Schlussfolgerung, dass die ohnehin bekannte Vereinbarkeitsproblematik, die sich in der zweiten Situation bereits abgezeichnet hatte, um den Aspekt des Stellenwertes von häuslicher Pflege und Erwerbsarbeit zu erweitern sei. Die Autorin plädiert für ein Konzept präventiver genderorientierter professioneller Unterstützungs- und Beratungssysteme, um einerseits pflegenden Frauen bei der Abwägung von Pflegeübernahmen zu unterstützen und ihnen bei der Reduzierung eigener Ansprüche und Erwartungshaltungen zu helfen. Im Rahmen einer solchen Konzeption ginge es andererseits aber auch darum, „gezielt die Männer der Söhnegeneration zur Übernahme von Pflege“ (S. 271) anzusprechen, so dass insgesamt Pflegetätigkeit gerechter verteilt würde.

Fazit: Das Anliegen der Herausgeberinnen besteht zunächst darin, das Spannungsverhältnis von Geschlecht, Gerechtigkeit und demografischem Wandel aus der Sicht verschiedener Disziplinen empirisch zu kennzeichnen. Darüber hinaus – dies ist gleichsam eine Herzensangelegenheit der Herausgeberinnen und der AutorInnen des Bandes – geht es um die Sensibilisierung für Geschlechterverhältnisse, um Bedingungen von Gerechtigkeit in Modernisierungsprozessen und um die Forderung nach neuen politischen Lösungen für die Problematik verantwortlicher Fürsorge unter gleichzeitiger Beibehaltung anerkannter Autonomie einzelner Gesellschaftsvertragsmitglieder. Je weiter man sich in die Lektüre vertieft, desto deutlicher vermittelt sich dieser Zusammenhang, und zwar gleichsam als Unterstruktur für eine an Frauen- und Geschlechterforschung und frauenbewegten Politiken gleichermaßen orientierte Gesamtkonzeption. Frauen der „Sandwichgeneration“ als „Bulette“ (S. 9) zwischen den Aufgaben und Pflichten gegenüber Kindern und Alten sind vom Spannungsverhältnis zwischen verantwortlicher Fürsorge und individueller Autonomie viel stärker betroffen und entsprechend viel mehr belastet, als dies Männer sind. Dass Fürsorge der Alten zu 85% von Frauen geleistet wird, ist empirisch belegt (vgl. etwa S. 39 ff. und S. 241 ff.). Oder anders formuliert: Der Band ist ein sensationell gelungenes Beispiel für die zeithistorische Notwendigkeit einer feministisch orientierten Frauen- und Geschlechterforschung einerseits und einer genderwissenschaftlich ausgerichteten neuen Frauenbewegung andererseits. Dass die Erkenntnis dieser Notwendigkeit als Gerechtigkeitsproblem, also als Grundlagenproblem, verstanden wird, ist ein großer Verdienst des vorliegenden Bandes. Denn dieses unausgeglichene Verhältnis der Geschlechter bei den pflegenden Tätigkeiten und Verantwortungsübernahmen stellt ein bedeutsames Beispiel für eklatante Gerechtigkeitsdefizite dar. In diesem Kontext von Problemanalyse ungerechter gesellschaftlicher Verhältnisse einerseits und positiver Gerechtigkeitsbegründung andererseits müssen die einzelnen Beiträge gelesen werden. Insgesamt: Ein theoretisch großartiges und gleichzeitig beeindruckend engagiert geschriebenes Buch!

Prof. Dr. Regina Harzer

Fakultät für Rechtswissenschaft, Univ. Bielefeld

Vorstandsmitglied des IFF

regina.harzer@uni-bielefeld.de